

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 2, 13. Januar 1844

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Zehnter Jahrgang.

N^o 2.

Sonnabend, den 13. Januar.

1844.

Herzog Bernhard der Große.

(Fortsetzung.)

In Cassel sieht Bernhard auch seine Jugendfreundin, die verwitwete Landgräfin von Hessen-Cassel, Elisabeth, wieder. Ihr Verhältnis zu ihm beruht auf inniger Sympathie mit seiner hochherzigen Gesinnung für Vaterland und Freiheit. Ihre Liebe steht nicht außerhalb der ihn durchdringenden Idee, wie die der gewöhnlichen Geliebten, welche den Mann in seinem Wirken für das Allgemeine nur ahnt, bewundert, nicht begreift, nicht auch hierin sich als seine weibliche Seite erweist, ja daselbe wohl gar als etwas ihre Liebe Beschränkendes und Feindliches betrachtet.

Die ungünstigen Verhältnisse der Gegenwart geben jenem Widersetzen eine ernste Farbe. Mit Besorgniß sieht die Landgräfin der Zukunft entgegen. Ueberdies beunruhigt sie ein Traum, in welchem sie den Freund auf seiner anscheinend glücklichen Bahn gefolgt sieht von einem Schatten, der ihn, dem Ziele schon Nahen, plötzlich mit sich hinab zieht in das Grab. Und ihre Worte sind noch nicht vollendet, als der nächtliche Schatten in Gestalt der von dunklen Gewande umhüllten Marie, des Boten des französischen Agenten, zu ihnen getreten ist. Tief erschüttert flieht die Landgräfin. Und was bringt der Schatten? Den Vorschlag zum Bündniß mit Frankreich. Der Herzog soll aus den schwedischen in französische Dienste treten gegen ein ansehnliches Jahrgehalt, und als Lohn seiner Dienste namentlich das Elsaß als Herzogthum erhalten.

Besitzer des Elsass, der Vormauer des Rheines und Deutschlands gegen den Erbfeind, er, der Mann seines Volkes! Unter dem Schirme Frankreichs ist der Weg dahin ihm gebahnt; ist er aber Herr des Elsasses, dann kann er auf eignen Füßen stehen, Trost bieten dem bisherigen falschen Freunde, und in Verbindung mit Elisabeth und ihrer Macht als Friedensbringer und Retter deutscher Unabhängigkeit auftreten. Dazu kommen mehrere Hiobsposten, namentlich durch seinen Rath Hortleder die Kunde, daß Sachsen und die bedeutendsten Städte des nördlichen Deutschlands treulos Separatfrieden mit dem Kaiser geschlossen hätten. Geschlagen ist sein Heer, er selbst mit Schweden zerfallen; so steht er allein mit seinem warmen Herzen und seinem Degen, nur Wenige noch treu zu ihm haltend. Unter solchen Umständen kann er nicht länger schwanken. Ein Federzug — er ist Frankreichs General. Heil und Sieg verkündigt ihm dafür des dunklen Boten Mund, dem er das Document unterzeichnet einhändig. Zu spät kommt Elisabeth's treue Warnung, dem arglistigen Frankreich nicht zu trauen, sondern kühn sich allen Fremden entgegen zu stellen, nur der Deutschen, der Protestanten Freund. Ihr bleibt nur übrig, ihm eine tapfere Schaar Streiter, wenn er ihrer bedürfte, zuzusagen und — den Segen des Allmächtigen für den enteilenden Freund und seine treuen Regimenter, die schon mit klingendem Spiele der neuen Bestimmung entgegen rücken, zu erblicken, den Segen, an den ihr eignes Herz nicht glauben kann.

Hier ist ein Wendepunkt in der Entwicklung eingetreten. Bis dahin ist der Held den geraden Weg gewandelt, den das Bewußtsein des Rechtes ihn führte. Aber

die Bahn wird rauh und dornenvoll, so daß ein glücklicher Ausgang nicht abzusehen. Da gewinnt der Schein Macht über ihn; sein schwarzer Schatten zaubert ihm, wie dem »Faust« die Hexe, ein lockendes Trugbild vor, ein Fürstenthum aus Frankreichs Händen. Er folgt der Sirenenstimme, betritt den krummen, schlüpfrigen Weg, den Weg zum Verderben.

Dieser Wendepunkt tritt aber zu rasch und unvorbereitet ein. Wir vermuthen mehr seine Wichtigkeit, als sie uns entwickelt wird. Es fehlt die gehörige Spannung der zur Entscheidung drängenden Gegensätze; denn diese sind nicht sowohl durch Personen vertreten, sondern werden uns nur in Form von Umständen erzählt. Der Dichter läßt zu sehr die Sache selber reden. Sich selber überlassen, geht Bernhard allein mit sich zu Rathe, schwankt, prüft, bestimmt sich, ohne daß sich Jemand um die Seite, nach der sich seine Entscheidung neigen wird, sonderlich bekümmert. Kurz, es fehlen die lebendigen Advocaten der Gegensätze, mindestens treten sie, Marie und Elisabeth, viel zu wenig als solche in ihrer Einwirkung auf den sich Entscheidenden hervor. Elisabeth veranschaulicht die Wichtigkeit und Verderblichkeit des Schrittes erst, als er schon geschehen, der Würfel schon geworfen ist.

Dem Herzog strahlt von nun an des Glückes Schimmer. Nachdem er den Rheinübergang erzwingen, den kaiserlichen General Johann von Werth geschlagen und gefangen genommen, und Rheinfelden erobert hat, belagert er die wichtige Festung Breisach, den Schlüssel des Elsass. Den zum Entsatz herbeigeilten General Gallas hat er zurückgeschlagen; dieser rückt aber alsbald zu einem zweiten Versuche wieder vor. Bernhard, ermüdet von der Anstrengung des Kampfes, befehlt, ihn innerhalb der Schanzen zu empfangen; er selber aber, nachdem er dem französischen Officier Guebriant das Commando während des Kampfes übertragen — versinkt in Schlummer. Ja wirklich! Der Held, dessen Leben Kampf, schläft ein, wenn der Ruf zum Kampfe erschallt. Wie das künstlerisch irgend gerechtfertigt werden soll, begreife ich freilich nicht. Etwas dadurch, daß man sagt: Sonst ist das ganz und gar nicht seine Manier, beim Kampfe einzuschlafen, diesmal aber hatte sich der tapfere Mann gar zu sehr angestrengt? oder durch die geschichtliche Thatsache, daß er allerdings manchmal betäubenden Anfällen unterworfen war? oder ist endlich der Schlummer dem Folgenden zu Gefallen herbeigezogen? Dem Schlafenden nämlich naht sich sein schwarzer Schatten, Marie, und macht hinkniegend zu ihm dem heißen Gefühle ihrer Liebe und Bewunderung in Worten Luft.

Indessen ist des Feindes Macht immer gefährlicher angewachsen. Schon ist er im Begriff, in's Lager einzudringen. Da erwacht der Herzog. Schnell gerüstet eilt er fort, stellt das Gefecht wieder her und schlägt den Feind gänzlich auf's Haupt. Breisach ergiebt sich. Damit hat er festen Fuß gefaßt im Elsass. Bedenklich sieht der

Pater Joseph, wie jener mehr und mehr selbstständig auftritt, sich schon als Herrn in Breisach benimmt, und wie er selbst Franzosen, wie den Guebriant, durch die Macht seiner Persönlichkeit für sich gewinnt. Endlich tritt offener Bruch ein. Der Agent hält dem Herzog sein Auftreten als Gebieter in Breisach vor; dieser beruft sich auf ihren Vertrag. Als nun ersterer fallen läßt, daß der sehr verschiedene Erklärungen zuließe, da zerreißt der Herzog das trügerische Band: so solle der Vertrag aufgehoben sein und nur das Schwert sein Recht ihm schütten. Nun lenkt jener ein mit Vorschlägen zur Verständigung. Zwei derselben werden kurz zurückgewiesen; da bietet er endlich im Namen des Cardinals Richelieu dem Herzoge das Elsass und Lothringen zu Lehn, und zum sichern den Freundschaftsbande die Hand der Nichte des Cardinals an. Aber mit Verachtung verwirft Bernhard auch diesen Vorschlag; er will kein Verräther seines Vaterlandes werden, er will nicht, ein Slav der Politik, ein Mädchen seine Gattin nennen, dessen Vaterland sein Todfeind ist und bleiben soll. So läßt er den Pater stehen, der ihm Verwünschungen und Drohungen nachruft.

(Fortsetzung folgt.)

M u s i k.

Freitag, den 5. Januar d. J., Vocal- und Instrumental-Concert des Fräuleins Sophie Schloß im Großherzogogl. Hoftheater. — Eine Dase, wie es uns schien, in dieser musikalischen Dede. Aber es war ein fruchtbarer Felsen. — Ob es die Auswahl der vorgetragenen Sachen allein war, daß Fräulein Schloß uns heute durchaus nicht zu enthusiastischen vermochte, ist sehr zu bezweifeln. Ein Großes hat dazu wohl das Theater, wo nun einmal Alles klingt, wie in einen Sack hineingefungen, und Vieles wohl auch eine anscheinende Heiserkeit der sonst so viel belobten Sängerin beigetragen.

1) Arie aus der Oper »Bellisario«, von Donizetti. Solche Sachen können allerdings schlecht gesungen werden. Gut — Nein, das geht nicht. Aus keiner Composition läßt sich durch den Vortrag mehr, oder etwas Anderes machen, als sie selbst sein will. Bei Donizetti, diesem jammervollen Nachtreter, dieser Karrikatur Rossini's, sind nun dergleichen Arien, wie in allen den neuern italienischen Dugendopern, Nichts als Vorwürfe und Gelegenheitsmacherinnen für die Singvirtuosität. Dabei rechnen wir die Worte ganz weg. Es kommt auch Herrn Donizetti auf die Worte gar nicht an, mid Fräulein Schloß sang auch die Arie italienisch, was man bekanntlich in Deutschland nicht versteht: sie verzichtete

also im Voraus auf das Verständniß des Textes. Wir wissen indessen, daß, wenn man die Worte berücksichtigt, bei solchem Nachwerk man sich vollends des Lachens nicht enthalten kann. Thun wir, wie es die Italiener wollen, denken wir an keinen Inhalt des Textes. Referent tritt ein mit unbedingt einem der bedeutendsten Sänger Italiens, einem Dilettanten, einem gebornen Franzosen von edler Herkunft, der sich einen besondern Verehrer und persönlichen Freund von Rossini nannte, über die unpassende Declamation bei einigen Worten in einer Rossini'schen Arie, worauf derselbe erwiderte: »Ach, was Worte! was Inhalt! Brauch' ich Worte? Spielen Sie nicht eine Sonate? Hat eine Sonate Worte?« — Aber wir sind nun mal kein Freund von einem Gesänge, dem das Wort, das passende Wort fehlt. Wir müßten die menschliche Stimme nicht zu einem bloßen Instrument herabgewürdigt sehen. Darum sind wir denn auch so unglücklich, in all den italienischen Opernarien der neuern Zeit überall gar keinen Unterschied finden zu können. Die eine klingt gerade wie die andre. Wir begreifen gar nicht, warum noch immer neue gemacht werden, es sind wahrhaftig ihrer genug vorhanden. Da war doch Rossini weiser. Er gab eine Arie aus seinem Barbier in der diebischen Elster ganz genau wieder, freilich mit einem ganz andern Texte. — Von Fräul. Schloß können wir demnach hier nichts weiter sagen, als daß sie im Besiz einer vollen kräftigen Stimme in dieser Arie Gelegenheit suchte und fand, zu zeigen, daß sie diese ihre Stimme auch zu beherrschen und zu gebrauchen gelernt hat. Von einer ästhetischen Wirkung auf uns kann natürlich keine Rede sein. Für den Eindruck der albernern modernen italienischen Knalleffectmittel, der Provocationen zum Lautwerdenlassen des Enthusiasmus, der bald ff, bald pp vorgetragenen Figuren und Fiorituren, und der großartig herausgeschrienen Schlüsse sind wir ohnehin nachgerade nicht mehr empfänglich. Das nützt sich ab, wenn es jemals, etwa durch die Nerven, also rein körperlich, auf unser Gefühl hat eine Wirksamkeit haben können.

2) Zwei Lieder, a) »das Ständchen« von Schubert (es hätte dabei stehen sollen: Franz Sch.; es giebt viele Schubert's, und in dubio wird auch jeder einige Ständchen componirt haben: wir Deutschen sind stark in diesen Schlaf- und Schlummerliedern!), b) »Ave Maria« von Kücken. Das erste mißlang vollends. Wo fanden wir jene Schubert'sche Wärme des Gefühls wieder? wo jene Unruhe, jenen drängenden Liebesschmerz, jenes schmeichelnde Verlangen, jene bebend harrende Sehnsucht? Nein! so kalt wird dergleichen nicht abgesungen. Und ein Frauenzimmer hat hier eine doppelt schwere Aufgabe. Es muß durch seinen Vortrag ganz in abstracto das Lied darstellen; weil man vergessen muß, daß sich dergleichen Ständchen für eine weibliche Stimme eigentlich gar nicht schicken. Das wird aber durch Kälte nicht herausgebracht. Im Gegentheil, dadurch wird man gerade

veranlaßt, daran zu denken, daß das Weib sich genirt, auch die reinen Gefühle, aber eines Mannes, darzustellen. Wir können von Fräul. Schloß nicht glauben, daß sie das Ständchen wirklich so gar nicht verstanden habe. — Das »Ave Maria« von Kücken war unstrittig die beste Production der Concertgeberin. Da es einmal Mode geworden ist, die Ave Maria's in den Salou zu bringen, in dessen Folge dieselben sich die salonsfähige Galanterie natürlich haben aneignen müssen, so müssen wir Herrn Kücken noch Dank wissen, daß er doch noch ziemlich heilig und fromm geblieben ist. Das heißt in Wirklichkeit fromm. Denn einen frommen Anstrich haben diese Ave Maria's alle. Uns ist immer dabei zu Muthe geworden, wie beim Anschau einer Dufferin aus der Düsselddorfer Malerschule. Sie haben sehr ausgewählte Toilette gemacht, sind auf's Sorgfältigste frisirt, und lassen das Köpfschen ein klein wenig auf die eine Seite herabhängen.

3) Zum Schlusse des Concerts sang die Concertgeberin eine Arie aus der Oper »Donna del Lago« von Rossini. Wenn ihr in dieser Arie das Figurenweisen nicht so gelang, als wir solches von einer Künstlerin ihres Ranges mit Recht erwarten durften, wenn sie manchmal zu tief intonirte, und manchmal an ganz unpassenden Stellen Athem nahm, so wollen wir ihr daraus hier keinen Vorwurf machen, da hörbar ihre Stimme jetzt noch mehr belegt war, als bei den früheren Piecen.

Fräul. Schloß steht von ihrem vorigjährigen Auftreten hieselbst, dem übrigens Referent dieses beizuwohnen verhindert war, noch in zu gutem Andenken, als daß wir sie nach diesem letzten mangelhaftem Erfolge so zu ihrem Nachtheile beurtheilen könnten, als sonst unfehlbar und mit Recht der Fall gewesen sein würde.

Die Zugaben zu diesem Concert waren dankenswerth. Außer einem Clarinet-Concertino von Reiffiger, vorgetragen von Hrn. Capellmusicus Köhn, und einem Waldhorn-Solo über ein vor Jahren einmal beliebtes Schweizerlied, vorgetragen von Hrn. Carpe, hörten wir die Fidelio-Duvertüre, und eine bisher hier noch nicht gegebene Pastoral-Duvertüre von Kalliwoda. Die erstere ging vortreflich, und wurde solches vom Publikum dankbar anerkannt. Was die letztere betrifft, so schien uns die Aufführung nicht vollends so lobenswerth zu sein, als bei jener. Doch beschäftigt man sich natürlich bei einem neuen Opus mehr mit dem Inhalt. Die Duvertüre ist gewiß ganz eines Kalliwoda würdig. Aber die Pastoral-Schalmcentöne à la Haydn in seinen »Jahreszeiten« scheinen uns denn doch nachgerade etwas verbrannt.

Theater.

Jan. 9. — Ein Geheimniß, Schauspiel in drei Acten von Kettel. Von Kettel. So sagt der Zettel (und unter dieser Bezeichnung ist auch das Stück eingesandt worden). — Wie kommt dieser Kettel (ist das ein Pseudonyme oder der Schauspieler in D.?) zu der Berechtigung oder Annahme, sich als Verfasser eines Stückes anzugeben, da er doch nur eine Uebersetzung geliefert hat? Eine Uebersetzung von: *Un secret; drame en trois actes par M. M. Arnould et Fournier.* — Vergleichen wir nur die Personen-Verzeichnisse, welche schon genügen, hievon den Beweis zu führen:

Eugène Darbert,	ban-	Darbert, Banquier.
quier.		
Emanuel Laville, son		Emanuel, sein Cassirer.
caissier.		
Verneuil, homme de let-	Verneuil, Belletrist.	
tres.		
Jules Fremyn, son ami.	Fremont, sein Freund.	
Loustal, marchand bro-	Loustal, Juwelenhändler.	
canteur.		
Fanny Darbert.	Mathilde, Darbert's Frau.	
Aurelie Verneuil.	Adele, Verneuil's Frau.	

Und solche Uebersetzung will Hr. Kettel für sein Werk, für ein von ihm erfundenes Werk ausgeben? — Ist es schon unleidlich genug, wenn die Uebersetzungsfabrikanten und Fabriken ihre Tagelöhnerproducte mit anmaßlich gespreiztem Ausdruck bezeichnen: »Nach dem Französischen von N. N.«, da sie doch nichts daran gethan, als eine Schüler-Arbeit gebracht, nämlich eine Version; und diese in der Regel so holperich steif und voll jämmerlicher Mängel an Sprach- und Sach-Kenntniß, daß mancher Schüler sich derselben schämen würde — so geht die ärgere Dreistigkeit des Hrn. K. doch wirklich gar zu weit. Weiß er denn nicht, daß an einem Drama die Erfindung, Handlung, Charakter-Zeichnung und Entwicklung Hauptsache, ja Alles ist, und daneben alles Andre wenig in Betracht kommt, nur dann etwas gelten kann, wenn es mit der Hauptsache gut bestellt ist — und nur der sagen darf: das Stück ist von mir, welcher diese Hauptsache gemacht hat —? Leider hören wir heut zu Tage oft genug für ein schwaches Stück die eben so schwache Beschönigung: »Aber es hat eine so schöne Sprache!« — Was thue ich mit den Worten? — Das ist ungefähr, als wenn ich ein schlecht construirtes Haus deshalb gut fände, weil die schiefen Wände mit Glanz-Tapeten überkleistert sind. — Und nun will gar so ein Uebersetzer sich für einen dramatischen Dichter ausgeben? — Dafür verdient er eine Zurechtweisung. — Möge sie ihm wohl bekommen! — Das

heißt: möge er sich eines solchen Unrechts nicht wieder schuldig machen.

Nachricht.

Für das musicalisch-kritische Repertorium u. s. w., herausgegeben von Hermann Firsbach, suche ich einige Mitleser. Bestellungen wolle man in der Musicalienhandlung bei Hrn. A. Müller machen, wo selbst auch das für den Monat October 1843 erschienene Probeheft zur gefälligen Einsicht mitgetheilt werden wird. Möge ein so dankenswerthes Unternehmen, wie es das Repertorium in diesem Probehefte sein zu wollen verspricht, nicht unbeachtet bleiben!

Dr. Kläemann.

Kunst-Verein.

Kunst-Ausstellung

am Sonntag u. Montag, Jan. 14. 15., von 11—3 Uhr.

Kirchennachricht.

Vom 6. bis 12. Jan. 1844 sind in der Dlb. Gem.

1. Copulirt: 1) Johann Röben und Gesche Röben, geb. Winter, Ipwege.
2. Getauft: 6) Wilhelmine Justine Coners, außer dem Heil. Geistthore. 7) und 8) Bergleiche N^o 4 und 5 der Beerdigten. 9) Ein uneheliches Mädchen, außer d. Haarenthore. 10) Anna Catharine Renken, Bürgerfeld. 11) Anna Catharine Margarethe Mehrens, Eversten. 12) Johanne Friederike Catharine Marie Aufforth, Eversten. 13) Heinrich Johann Justus Cassebohm, Oldenburg. 14) Ein uneheliches Mädchen, Adorf. 15) Ein unehelicher Knabe, Oldenburg.
3. Beerdigt: 2) Dietrich Bakenbus, 58 J. 2 M., Bornhorst. 3) Catharine Marie Wilhelms, geb. Schmid, 77 J. 11 M., Oldenburg. 4) und 5) Zwei todtgeborne Knaben des Schuhmachermeisters Voigt, Oldenburg. 6) Johann Hinrich Engelbart, 31 J. 9 M., Oldenburg (im Stadtgraben verunglückt). 7) Kammerdiener August Wilhelm Johann Timpe, 63 J. 11 M., Oldenburg. 8) Marie Catharine Reuber, geb. Bodemann, 53 J. 3 M., Oldenburg. 9) Anna Margarethe Loschen, geb. Füllen, 53 J., Blosberfeld.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 14. Januar.

- Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Assistentprediger Kindt.
 Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning.
 Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

3ehnter Jahrgang.

N^o 3.

Sonnabend, den 20. Januar.

1844.

Herzog Bernhard der Große.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als auch er sich entfernen will, findet er an der Schwelle die unglückliche Marie ohnmächtig hingefunken. Sie hat Alles gehört, wie mit Verachtung er ihre Hand zurückgewiesen, sie, die ihn zu ihrem Abgott gemacht, ihm überall gefolgt ist, rastlos ihren Zweck verfolgte, mit dem sie stehen und fallen will, der seiner Erfüllung so nahe war. Ihre Liebe, im innersten Wesen gebrochen, schlägt um in das Gegentheil, in tödtlichen Haß. Ihr Abgott wird zum Teufel, seiner Thaten Glanz zu Blut und Moder, und mit furchtbaren Verwünschungen ruft sie den Jammer und das Elend, was seine Thaten erzeugt, auf sein Haupt herab. Schnell erkennt der Franzose in ihr das Mittel seines Plans, den Herzog zu vernichten, und auch die Mordwaffe ist alsbald gefunden. Dem Sieger nämlich will die Bürgerschaft bei dem Huldigungsakte einen Pokal verehren, und Marie ist bestimmt, ihm denselben zu überreichen. »Der Pokal!« raunt ihr der Versucher zu, »die Rache ist da,« und der teuflische Gedanke zündet. Fort eilt sie, die Rache zu vollbringen. Nach einer Zwischen Scene, in der vom Fenster aus ein Haufe die zur Huldigung auf dem Markte Versammelten betrachtet, sehen wir den Herzog umgeben von der ihm zuziehenden Menge. Er hat den Pokal aus den Tod bringenden Händen empfangen, und leert ihn auf das Wohl des Vaterlandes.

Dieser zweite Wendepunkt, Verschwinden des falschen

Glückeschimmers und Eintritt der Nemesis, ist zu schroff und gemäldeartig ausgeführt. Kaum ist die Liebe zu glühendem Haße geworden, so ist auch schon dessen schreckliche Verwirklichung da. Kaum haben wir Zeit, das herangezogene Wetter zu erkennen, als es schon eingeschlagen hat. Der Dichter traut uns zu viel auf einmal zu. Wir müssen uns doch etwas an diese schroffe Verwandlung gewöhnen, ihre rasender Entschluß muß sich uns und ihr selber erst motiviren. Diese Eile, Schroffheit, Abgerissenheit bestimmt der Darstellung einen großen Theil der tragischen Wirkung.

Die Folgen des verderblichen Trankes bleiben nicht aus. Krank und matt kommt der Herzog in dem benachbarten Neuenburg an. Der Anblick des Rheines, den die Aussicht des nach dem Hintergrunde sich öffnenden Gemaches gewährt, dazu sein durch die Krankheit zur Nachdenklichkeit gestimmtes Gemüth, noch mehr erregt durch nah ertönder Gesang, giebt seiner Reflexion reichlicher Stoff zu ernstern Gedanken. Die Musik ist sehr häufig eingewebt, und mit Recht. Warum nur immer beide Kunstgattungen auseinander halten in Oper und Schauspiel? Ist die Musik das Vorherrschende und die Poesie nur die Vermittlerin, welche jene dem Gaumen des Publikums zugänglicher macht, so wird letztere immer lustige leichte Waare sein, wie man aus den Operntexten ersehen kann. Im umgekehrten Falle hingegen, wo die Musik das begleitende, hebende, verklärende Moment bildet, da sind beide an ihrem Plage, keines leidet durch das andre, sondern beide vollenden sich gegenseitig. Bewußtsein und Gefühl werden hier in harmonischer Weise zugleich angeregt. So im »Egmont«. Hier haben sich